die weissen schuhe

Christina Frosio
Doris Rothen
Lotte Marti
Thomas Göttin
Adrian Linder
Stephan Mathys
Suzanne Lanker
Yann Brilland
Claudia Roemmel
Urs Neuenschwander
Beat Schegg
Salomé Bäumlin
Lena Lauterburg
Walter Geissberger
Luk Wartenweiler
Nicole Aebersold
Raoul Ris
Armin Kopp
Neneh Alexandrovic
Daria Alexandrovic
Sämu Herren
Chrigu Rechsteiner

2011 dachsart bern

Alle Rechte vorbehalten. Jede Verwertung der Broschüre oder einzelner Teile davon ist ohne schriftliche Zustimmung des Herausgebers unzulässig. Dies gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen.

Herausgegeber: Raoul Ris, www.dachsart.ch
© der Bilder/Texte bei den AutorInnen
Lektorat: Claudia Bislin und die Schreibenden
Korrektorat: Claudia Bislin
Layout und Bildbearbeitung: Hanspeter Walser, SatzPunkt Bern

die
weissen
schuhe

bilder
objekte
texte
musik

im rahmen der jahresausstellung 2011 von raoul ris
im forum altenberg bern

Raoul Ris – die weissen schuhe
2011, Oel auf Leinwand, 150 / 120

die weissen schuhe

Vorwort – Raoul Ris

In dieser kleinen Broschüre sammeln sich Texte und Werke, die auf dem Hintergrund des Bildes «Die weissen Schuhe» entstanden sind (die Frage sei gestellt, inwieweit sich die Geschichten geändert hätten, wenn es rote oder schwarze Schuhe gewesen wären oder ein gelber Luftballon).

Die Einladung an andere Schreibende, Malende und Musizierende hiess im Grunde, den Schritt aus dem Atelier hin zu den Betrachtenden und Erzählenden zu machen, um andere Facetten und Geschichten zu sehen und zu hören und dadurch etwas Gemeinsames zu bilden.

Ich malte vor ein paar Jahren das Bild «Die weissen Schuhe» in einer ersten Version zu querformatig, so dass die Weite des Glasdaches – und so des Himmels – beim Casino nicht richtig zur Geltung kam. Eine Weite, die erst in der Spiegelung, in ihrer nicht stützenden Bildhaftigkeit auf dem nassen Trottoir zu sehen ist.

Das gespiegelte Bild öffnet Möglichkeiten, die im sogenannt wahren Leben nicht wahrgenommen werden. So können die weissen Schuhe als Zwillingsinseln im Meer gesehen werden, es könnten Vulkane sein, aus deren Kratern Rauchsäulen aufsteigen. Es könnten auch Eisberge sein, abgebrochen vom ewigen Eis, um in wärmerer Umgebung langsam zu vergehen.

Unter dem doppelten Schutz von Glasdach und Schirm, ergibt sich ein für Minuten enthobener Raum. Das gemalte Bild davon, dadurch nochmals leichter, soll so zum Begegnungsort für unsere Geschichten werden. Malerei, Skulptur und Musik sind Erzählungen und so nur denkbar in gemeinsamen Räumen, zusammen mit den Betrachtenden, den Hörenden, den Fühlenden.

Dem Feuer, dem Wind, den Sternen und dem Fluss ist es egal ob die Dunkelheit, der Baum, das Nichts oder das Ufer es schön finden, von ihnen berührt und umspült zu werden. Menschen aber brauchen das Ja auf der Haut. «Die weissen Schuhe», vielleicht eine städtische Art, zusammen in die Flammen eines Lagerfeuers zu schauen.

Dreh es doch mal auf die Füsse

Adrian Linder

Das Bernsehteam kann brauchen was es gelernt hat

«Dreh es doch mal auf die Füsse», meinte Marilyn (so nennt sich Dra. O. Mega seit ihrem Schweizer Aufenthalt im letzten Winter, wo sie sich die langen Ohren auf modern-natürliche Dimensionen zurücknähen und die Haare strohblond färben liess). «Auf den Kopf meinst Du wohl», konterte Lauterbach. Um eine weitere Auflage ihres permanent schwelenden Kunststreits zu verhindern, schlug ich als Kompromiss eine 90 Grad-Drehung nach rechts vor. Jetzt sah es aus, als ob die weissbeschuhten Füsse am linken Bildrand zu einer jenseits davon im Nassen liegenden Person gehörten, was Anna Widjaya natürlich sogleich Anlass zu wilden Vermutungen von Mord und Totschlag gab. Sie hatte den beschwerlichen Weg den Fluss herauf in die Mission unternommen, als sie von den entsetzlichen Vorgängen infolge der fehlgeleiteten Bernsehsendungen vernommen hatte und hoffte natürlich auf Stoff für ihren nächsten Roman, stiess jedoch auf einen Lauterbach, der jede Auskunft über die allgemein bekannten Fakten hinaus verweigerte. Alle anderen waren sich einig über die Unwahrscheinlichkeit der Interpretation einer Leiche auf einem glasüberdachten Kellerschacht mit den Füssen an einer Schaufensterscheibe, nur Anna beharrte trotzig auf ihrer Version, die in Downtown Taiwan durchaus nahliegend wäre; sie glaubte selbst das weisse Kopftuch einer ländlichen Nudelsuppenverkäuferin zu erkennen. Aber das Bild kam ja aus Bern; jedenfalls glaubten das damals alle, oder doch die meisten. Ich drehte also weiter in der von Marilyn vorgeschlagenen Richtung, und nun sahen alle die Gestalt auf einem nassen Gehsteig unter einem gläsernen Vordach stehen; je nach visueller Fantasie deutlicher oder verschwommener, nur Anna versuchte noch einmal fruchtlos auf vermeintliche perspektivische Ungereimtheiten und die schwer interpretierbare Struktur der Wand hinter der Figur hinzuweisen. Auf einmal meinte jemand Holzbalken zu sehen. Das Stichwort rief sogleich mehreren von uns die ehemalige Tür des alten Langhauses in Erinnerung, die Marilyn an das Basler Museum der Kulturen verkauft hatte, um ihre Reise zu finanzieren. «Aber dann würde die Person ja mindestens einen Meter hoch in der Luft stehen», brummte Lauterbach, der nichts mehr gesagt, aber umso interessierter geschaut hatte. Das entsprach dem geringen Abstand zwischen Glasdach und Kopf, passte aber nicht unbedingt zu den gespiegelten Schuhen. War da überhaupt ein ganzer Kopf zu sehen, war er nicht am Verschwinden zwischen fragwürdigen Falten eines weissen Materials? «I lost my head...», witzelte Anna; natürlich fand das niemand lustig. Doch was war mit dem weissen Tuch? Wurde vielleicht ein weisser Regenschirm ein wenig aus der Form gespiegelt? Sogleich wuchs die Gestalt proportional um zwei Köpfe an. Nachdem bisher alle eine Frau zu sehen meinten, konnte es nun auch ein Mann sein. Blaue Jeans, dunkelbrauner Mantel um die Brust zusammengerafft. Es musste kalt sein in Bern, nicht nur nass. Woher aber kam all das Licht? Ziemlich aufgeregt bemerkte ich, dass es unter dem Dach eher noch stärker schien als darüber. «Dreh es wieder mal auf den Kopf», knurrte Lauterbach, was den Bann der Spiegelwelt löste und die Lichtquelle wieder in die richtige Dimension rückte. Dafür blieben als einzige mit grosser Wahrscheinlichkeit aus einer ausser-

oder vorbildlichen Realität stammende Indizien die weissen Schuhe und darüber die blauen Hosenstösse. Und die Bordkante aus Granit, die erst jetzt in Verlängerung der Schuhspitzen in die wahrgenommene Perspektive rückte. Das Spiegelbild wurde undeutlicher, die Temperatur stieg um einige Grade. Was alles nicht zur Verminderung der Ratlosigkeit in der kleinen Gruppe beitrug, die mit vom Rauch der Kochstelle tränenden Augen vor dem Bild in Insinyur Alfas feuchtheissem Bernsehstudio sass.

So nennen sie im Spass die Blätterhütte, die sie und Lewis als Infrastruktur für ihre Arbeit benutzen, seit sie nach der Entlassung aus der Untersuchungshaft nach den katastrophalen Ereignissen vor zwei Jahren in die Mission am Sungai Buaya zurückgekehrt sind, um hier mit Unterstützung der Int. Gesellschaft für Schlafforschung, der taiwanesischen Society for Psychedelic Theology und des regionalen Fremdenverkehrsbüros ein religionstouristisches Versuchsprojekt aufzubauen. Alfa hat sich die Haare nach einem über 60jährigen Foto gestylt, das sie hinter einem Balken im alten Langhaus gefunden hatte. Von ihrer ob dieses neu erwachten Identitätseifers erfreuten Grossmutter liess sie sich allerlei schamanischen Hokuspokus beibringen und amtiert seither hochoffiziell als «Seherin von den Stromschnellen», wie Du Dich leicht in der nächsten Ausgabe des Reiseführers «Lonely Planet» überzeugen kannst. Quasi als Preis für das gewonnene Amt hat Lewis umgekehrt sein eigenes verloren und nicht mehr das Recht, sich Pater zu nennen, seit die beiden infolge von Alfas Schwangerschaft offiziell zusammen leben. Dass er aber seine akademischen Titel und frühere kirchliche Tätigkeit einsetzt, um dem Unternehmen die nötige wissenschaftliche und theologische Seriosität zu verleihen, kann ihm niemand verübeln, auch nicht der Bischof in Samarinda, der ja seit Jahren in zahllosen Interviews die Wichtigkeit der touristischen Erschliessung unserer Region betont. Er sorgte gar höchstpersönlich für die Umbenennung der bisher als Hulu Buaya («Krokodilskopf») bekannten Station zu Misi Santa Klara, nach der Schutzpatronin der Television. Noch mehr hochreligiöser Segen wäre dem Unternehmen auf dem angepeilten Marktsegment schon wieder abträglich.

Das Projekt wird bisher vor allem im deutschsprachigen Europa sowie (dank Annas Unterstützung) in Taiwan beworben, sowohl durch Mund-zu-Mund-Propaganda und Aushänge in Traveler-Treffpunkten als auch mit gezielten Berichten in der spirituellen Fachpresse. Entsprechend Interessierte, an denen es in den reicheren Ländern nicht mangelt, werden vor Ort durch die ethnologisch vorteilhaft gekleidete Alfa in einen tausendjährigen Geheimkult eingeweiht. Im Wesentlichen besteht dieser nach einer theoretischen Vorbereitung in der musikalisch von der Langhausjugend begleiteten nächtlichen Verabreichung einer angemessenen Dosis einer standardisierten Variante der Bernsehmischung, für die mittlerweile ein taiwanesisches Patent hängig ist. Übrigens bin ich selber am Rand als «Fachberater für Qualitätskontrolle» beteiligt: Es ist meine Aufgabe, durch periodische Stichproben missbräuchliche Fehlleitungen auszuschliessen. So sollte sich nach menschlichem Ermessen nie mehr wiederholen, was damals mit so verheerenden Folgen passiert ist. Ich kann bestätigen, dass in den zahlreichen seither erfolgten Sendungen keinerlei virtuelle Welten mehr angezapft, sondern

ausschliesslich Bilder aus Bern und Umgebung empfangen wurden, jedoch in solch kundenspezifischer Vielfalt, dass die Eingeweihten nicht ahnen, dass sie etwas anderes zu sehen bekommen als ihre je eigenen Wunschtraumorte.

Trotz diesen hohen Qualitätsstandards, die dem Projekt sogar die Nomination für das begehrte Zertifikat für Kulturell Hochstehenden Ethnotourismus ZfKHET eingetragen haben, findet J. B., die immer noch an ihrer Dissertation über die literarische Behandlung des Schlafverhaltens im alten Borneo herumknorzt (und noch immer nicht dazu gekommen ist, einmal einen Augenschein im Feld zu nehmen), das Projekt frivol und ausbeuterisch; sie hat kürzlich einen diesbezüglichen Brief an die Gesellschaft für Bedrohte Völker verfasst und von den bedeutendsten Fachleuten wie B. Sellato und D. Geiger unterschreiben lassen. Weil die Liste etwas gar kurz geriet, hat sie zuletzt auch noch meine Wenigkeit kontaktiert, aber ich musste bei allem Verständnis dankend ablehnen. Von etwas muss man ja schliesslich leben, zumal Alfa bereits im 5. Monat ist.

Nebenbei exportieren die beiden wunderschöne, fair produzierte Rotanflechtereien von befreundeten Agabag-Frauen nach Europa, wo sie ab diesem Winter an so exklusiven Standorten wie dem Basler Museum für Kulturen und dem Dada-Shop im historischen Zürcher Cabaret Voltaire zu kaufen sind. So wäre nach den ausgestandenen Schrecken das Leben für die meisten von uns Überlebenden in ruhigere und finanziell tragbare Bahnen eingetreten, wenn nur nicht Lauterbach noch immer von der fixen Idee verfolgt wäre, am Sungai Buaya seien Spuren zu seinem seit nunmehr zehn Jahren ungelösten Fall zu finden – und wenn nicht die erleuchtungsdurstige Sekretärin eines phänomenalen Reggaesängers aus Wiedikon dieses rätselhafte Spiegelbild mit den weissen Schuhen empfangen hätte.

Weil diese kurze Antwort auf Deine Anfrage heute noch weg muss und angesichts der Brisanz der Sache eine gewisse Diskretion unumgänglich ist, kann ich vorläufig nicht weiter auf Einzelheiten eingehen. Nur so viel sei noch erwähnt, dass Alfa davon überzeugt ist, es handle sich um eine Fälschung, was sie anhand des Pinselstrichs bald beweisen zu können behauptet. Obschon sie ihr Kunstgeschichtsstudium längst an den Nagel gehängt hat, ist sie bestimmt noch immer eine der besten Kennerinnen des Risschen Werkes. Was Anna Widjaya natürlich niemals zugeben würde. Die ist übrigens derzeit mit Marilyn zusammen auf Promotionstour in Europa unterwegs. Die beiden hoffen es an meiner Stelle zu Eurem Projektessen zu schaffen und werden Dir dann bestimmt Näheres berichten können.

Walter Geissberger – Hochzeit
2011, Objekt auf Säule, 154 cm hoch
2 Schuhspanner, elektrische Uhr

Walter Geissberger – Nicht das Gelbe vom Ei
Objekt auf Säule, 154 cm hoch
2 Klompen, Schutzbrille, Nestei, gelber Installationsdraht

Frau da Silva

Christina Frosio

Ich kannte nur ihre Schuhe. Viele Schuhe, in vielen Farben. Schwarze Lackschuhe, rote Mokassins. Schuhe mit Absätzen und solche ohne. Mit Riemen und Schnürsenkeln. Ich kannte sie alle. Sie gefielen mir. Sie waren klein und zierlich. Jedes Mal, wenn ich von der Schule nach Hause kam, ging ich im Treppenhaus an ihnen vorbei. Sie standen auf einem Gestell vor ihrer Wohnungstür, obwohl das im Grunde verboten war. Keine persönlichen Dinge im Treppenhaus. So stand es im Mietvertrag. Die Feuerwehr oder ein Notfall-Team müsse immer genügend Platz haben und überall schnell vorbeigehen können, erklärte mir Frau Gerber mehrmals.«Wo bringt uns das hin? Bald stellen die Leute ihre Tische und Stühle ins Treppenhaus und trinken da ihren Kaffee», sagte Frau Gerber, während sie versuchte, den Staub unter dem Schuhgestell wegzuputzen. Ich dachte, das würde sie selber gerne tun, im Treppenhaus Kaffee trinken, statt mit einem Staubwedel herumzuwirbeln. Frau Gerber war immer im Treppenhaus. Mit ihr redete ich zum ersten Mal über Frau da Silva. Ich kam vom Spielen, prellte den Ball die Treppe hoch. Fast wäre ich mit ihr zusammengestossen. Sie stand auf einem Stuhl und wischte mit dem Besen über die Decke. Ich hielt mich am Geländer fest. Der Ball sprang wieder die Treppe hinunter.

«Was machen Sie hier?», fragte ich atemlos. Frau Gerber hatte vorne um die Besenborsten einen Lappen gewickelt.

«Spinnweben», sagte sie nur und führte den Lappen sorgfältig um das Deckenlicht herum. «Erst sagt man guten Tag, mein Kind.» Sie fuhr mit dem Besen über die Decke, dann plötzlich energisch in eine vergilbte Ecke.

«Guten Tag Frau Gerber. Was machen Sie hier?»

Verputz bröckelte herunter und fiel genau auf das Schuhgestell von Frau da Silva.

«Putzen! Fragst du, warum ich putze?» Frau Gerbers Stimme klang verärgert. «Vielleicht merkt sie es so. Die Schuhe gehören nicht ins Treppenhaus.»

Ich schaute sie verwirrt an.

«Warum sagen Sie es ihr nicht», fragte ich, «kommt die Feuerwehr?»

«Nein, du Dummkopf. Es ihr sagen. Die schläft den ganzen Tag.»

«Schlafen?»

«Ja, schlafen! Dann, wenn andere schaffen! Die arbeitet nämlich in der Nacht.» Frau Gerber sah richtig erbost aus. Auch etwas bedrohlich, wie sie von hoch oben auf mich herabfunkelte. Ihre Augen verkleinerten sich. «Sie verkauft ihren Körper», flüsterte sie, «den Männern.»

«Den Körper verkaufen?», sagte ich laut. Jetzt war ich vollkommen verwirrt.

«Frag nicht so blöd! Geh endlich vorbei!» Noch mehr Verputz bröckelte herunter, diesmal direkt in Frau Gerbers Gesicht.

«Verschwinde», brüllte sie, knallrot. Ich rannte die Treppe hoch. Meinen Ball liess ich unten liegen. Aus den Augenwinkeln sah ich, wie Frau Gerber gefährlich auf dem Stuhl schwankte und mit dem Besen hinter mir her fuchtelte.

Ich ging in mein Zimmer und setzte mich aufs Bett, lange Zeit. Ich verstand das nicht. Frau Gerber war immer nett zu mir gewesen. Ich mochte sie. Das hiess:

Sie gehörte zum Treppenhaus.

Ich griff hinüber zum Nachttisch und nahm mein Bilderbuch. Es war mein liebstes Bilderbuch. Es lag immer neben dem Bett und war vom vielen Durchblättern schon ganz zerfleddert.

Frau da Silva war eine Elfe. Da war ich mir fast ganz sicher. Eine mit langem, gelocktem Silberhaar. Meine Mutter trug ihr Haar hochgesteckt, mit einer bunten Plastikspange, mit vielen kleinen Glitzerperlen obendrauf. Frau Gerber legte sich Lockenwickler ins Haar. Immer freitags, versteckt unter dem karierten Kopftuch. Frau da Silvas Locken waren echt. In meinem Bilderbuch gab es eine Zeichnung. Auf der zweitletzten Seite war eine Elfe abgebildet. Sie flog über den Nachthimmel. Das Haar flatterte hinter ihr her, wie ein Schweif. An den Füssen trug sie kleine weisse Schuhe mit einem Pompon obendrauf. Genau solche Schuhe standen im Treppenhaus, in Frau da Silvas Schuhgestell. Ich sah sie täglich. Und überhaupt. Wer sonst trug so kleine Schuhe? Ein Kind? «Kinder wohnen nicht allein», sagte meine Mutter jedes Mal, wenn ich wegziehen wollte, in meine Baumhütte am Waldrand oder in die Höhle, unten im Keller, ganz hinten bei den Holzharassen. Sie hätte mir das Essen bringen können. Aus der Baumhütte hätte ich einen Korb hinuntergelassen. Es wäre einfach gewesen. Doch sie wollte nicht. «Das geht doch nicht. Ein Kind ganz allein!»

Einmal blieb ich beim Schuhgestell stehen. Frau Gerber war nirgends zu hören. Schnell bückte ich mich und nahm einen der Schuhe in die Hand. Einen weissen. Der Pompon war weich. Ich strich mir damit über die Lippen. In diesem Augenblick hörte ich ihre Stimme. Sie drang durch die Wohnungstür zu mir ins Treppenhaus. Ich verstand kein Wort. Ihre Stimme war wie ein Murmeln, ein leises Singen. Ich dachte an den kleinen Brunnen auf unserem Schulhof. Dann hörte ich plötzlich noch eine Stimme, tief und kantig. Ich erschrak, und erst da sah ich die schwarzen Schuhe in ihrem Gestell. Grosse schwarze Schuhe. Sie hätten Frau da Silvas Schuhe mühelos verschlucken können, sie waren mehr als doppelt so gross. Ich liess den weissen Schuh fallen und verschwand die Treppe hinauf.

«Mama, würdest du meinen Körper kaufen, wenn du ihn in einem Schaufenster sehen würdest?», fragte ich.

«Deinen Körper kaufen?» Sie schaute mich mit grossen Augen an. «Was fragst du! Ich habe dich doch bei mir. Ganz umsonst.» Sie lachte.

«Sag schon», drängte ich, «würdest du meinen Körper kaufen?»

«Du bist mein Kind», sagte sie und zwischen ihren Augenbrauen bildeten sich zwei lange Falten. «Den Körper verkauft man nicht.»

«Frau da Silva verkauft ihren Körper.» Meine Stimme klang dumpf.

«Wer sagt das?»

«Frau Gerber sagt es. Den Männern.»

«Ah, Frau Gerber», sagte meine Mutter mit einem kleinen Lachen, dann ernst. «Den Körper verkaufen ist nur eine Redewendung. Frau da Silva verwöhnt Männer und verdient damit Geld.»

«Verdienst du auch Geld, wenn du Papa verwöhnst?», fragte ich nach kurzem Zögern. Jetzt lachte meine Mutter wieder. «Du verwöhnst ihn nämlich», sagte ich schnell, «mir bringst du die Hausschuhe nie zum Sofa.»

«Nein», sagte meine Mutter, «das ist etwas anderes. Genug gefragt?» Sie strich mir über die Haare. Es zupfte an der Schläfe. «Ich mache uns Omeletten mit Apfelmus und Zimt, einverstanden?»

Das Schuhgestell war verschwunden. Sie hatten Frau da Silva abgeholt, an einem Morgen. Drei Männer in schwarzen Anzügen, erzählte Frau Gerber. «Ich habe sie gesehen», sagte sie mehrmals.

«Das waren Polizisten», meinte meine Mutter. Frau Gerber sah das anders.

«Inkognito», sagte ich. Mir gefiel das Wort.

«Aber warum?», sagte meine Mutter und verwarf die Arme. «Hatte sie keine Aufenthaltsbewilligung? Hat sie illegal gearbeitet? Eine traurige Geschichte.»

Frau Gerber sagte Worte wie Menschenhandel oder Mafia. Meine Mutter winkte ab.

Ich selber glaubte, Frau da Silva sei einfach davongeflogen. Ich stellte mir vor, wie sie sich vom Fensterbrett abstiess und in den weiten Nachthimmel flog, so weit, bis sie hinter den Sternen verschwand, in der Hand ein silbernes Netz und darin ihre Schuhe. Das glaubte ich, bis ich eines Tages einen ihrer Schuhe fand. Er lag im Strassengraben, nicht weit von unserer Haustür entfernt. Das weisse Leder war grau, der Pompon war abgerissen und lag zertreten auf den Pflastersteinen. Ich hob den Schuh auf, hielt ihn in der ausgestreckten Hand. Es fühlte sich merkwürdig an, und ohne mein Zutun fiel mir der Schuh wieder aus der Hand. Er schlug dumpf auf den Pflastersteinen auf. Ich zuckte zusammen und rannte. Im Treppenhaus pochte mein Herz wild in der Brust. Ich hielt mich am Geländer fest, und als ich an Frau da Silvas früherer Wohnungstür vorbeiging, hörte ich es wieder: den dumpfen Aufprall des Schuhs, wie er auf den Pflastersteinen aufschlug, und es dauerte lange Zeit, bis der Ton in meinem Kopf verhallte.

Zweite Haut

Doris Rothen

In dem Land, in dem er zur Welt gekommen ist, gelten Kinder wie er als Teufelskinder. Kinder mit Gaumenspalte, mit weissem Haar, mit zusammengewachsenen Fingern oder Zehen. Im besten Fall packen ihre Mütter sie in Tücher und bringen sie weg, bevor irgendein Mensch ausser der Hebamme sie gesehen hat. Legen sie vor das Portal einer Kirche oder an den Strassenrand. Die Hebamme erzählt dann allen, das Kind sei tot geboren worden. Selten, sehr selten nur, wächst ein solches Kind in seiner Familiengemeinschaft auf. Und auch diese Geschichten enden meistens tragisch.

Er ist in Europa gelandet, auf weiss der Herr welch verschlungenen Wegen. Weiss der Herr – oder weiss der Teufel. Seine Eltern sind nicht seine leiblichen Eltern. Sie haben helle Haut und normale Füsse, und wie er zwölf wird, schenken

sie ihm zum Geburtstag eine Operation. Der Eingriff soll an beiden Füssen die zweite von der dritten Zehe trennen. Du kommst jetzt in die Pubertät, sagen sie. Wir sehen doch, wie du deine Füsse versteckst. Und vielleicht – sie zwinkern ihm zu – beissen dann auch die Mädchen eher an!

Das wünscht er sich zwar durchaus. Er sehnt sich nach einem Mädchen mit Haut und Haar.

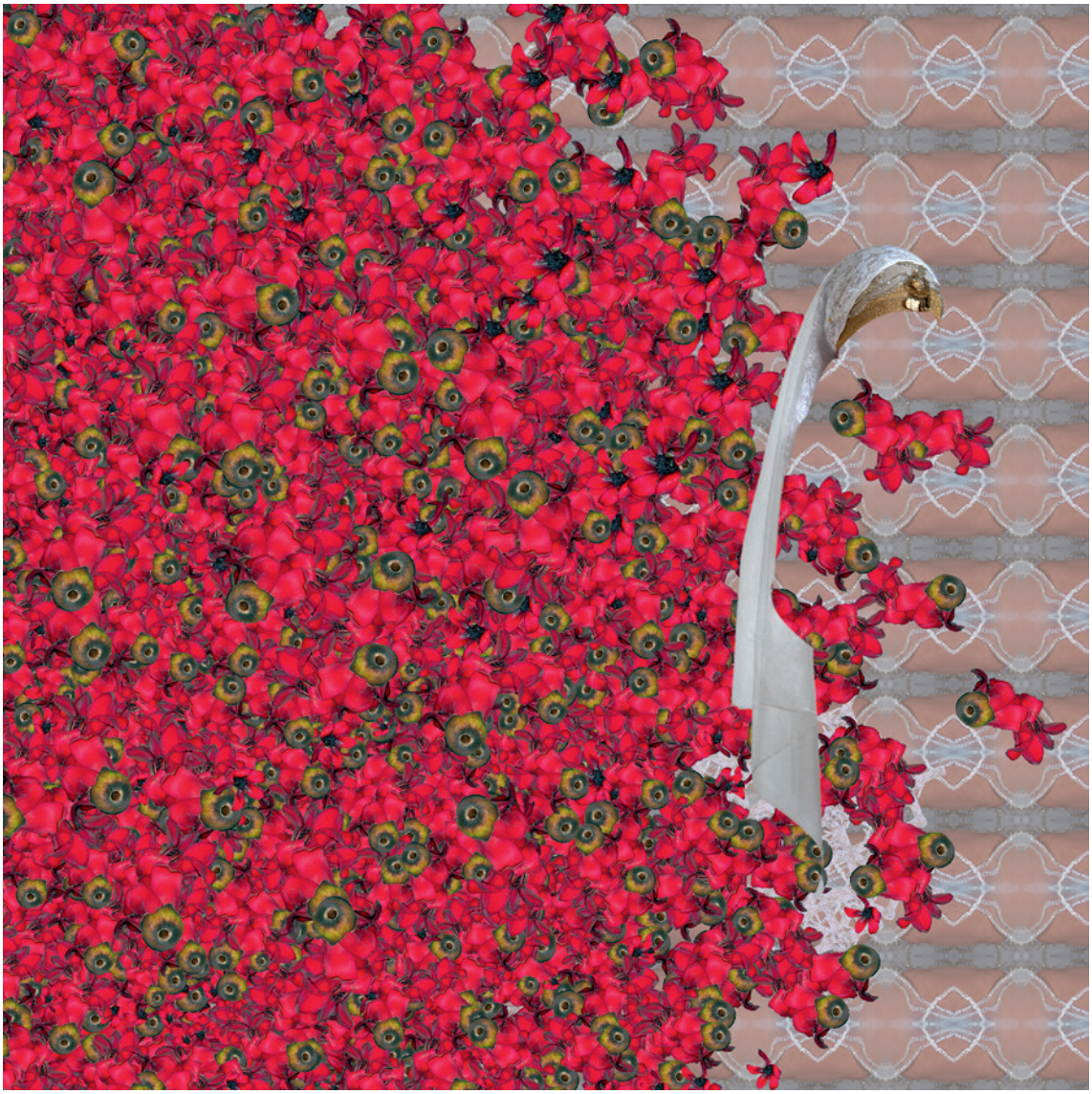
Mit einundzwanzig schenken ihm seine Eltern ein paar Schuhe. Er hat die Pubertät hinter sich, heftig und unglücklich ist sie gewesen, seine Füsse spielten darin eine untergeordnete Rolle, aber operieren lassen hat er sie nicht, es ging vage darum, zu sich selber zu stehen, wobei er nicht genau wusste, wer das war, er selber. Manchmal kommen seine Zehen in Träumen vor, und nicht selten auch das Feuer und der Teufel und schwarze Gestalten, die tanzen und den Mond anheulen. Zeichne das doch mal, sagen die Leute, denen er von den Träumen erzählt. Oder schreib darüber. Das tut er, es werden wilde Gedichte voll roher Kraft, die niemand versteht.

Die Schuhe sind aus weissem Ziegenleder. Sie riechen seltsam, streng und unvertraut. Von einem marokkanischen Markt, sagen die Eltern. Unsicher. Er lächelt. Höflich. Wieder einer ihrer rührenden Versuche, sich mit ihm – und ihn mit seinen Wurzeln zu versöhnen, die irgendwo im Dunkeln liegen. Er steckt die nackten Füsse in die weissen Schuhe. Sie umschliessen sie sanft und nah, wie eine zweite Haut. Er kann nichts tun gegen die Verwunderung, die über sein Gesicht streicht. Es ist, als seien die Füsse nach Hause gekommen.

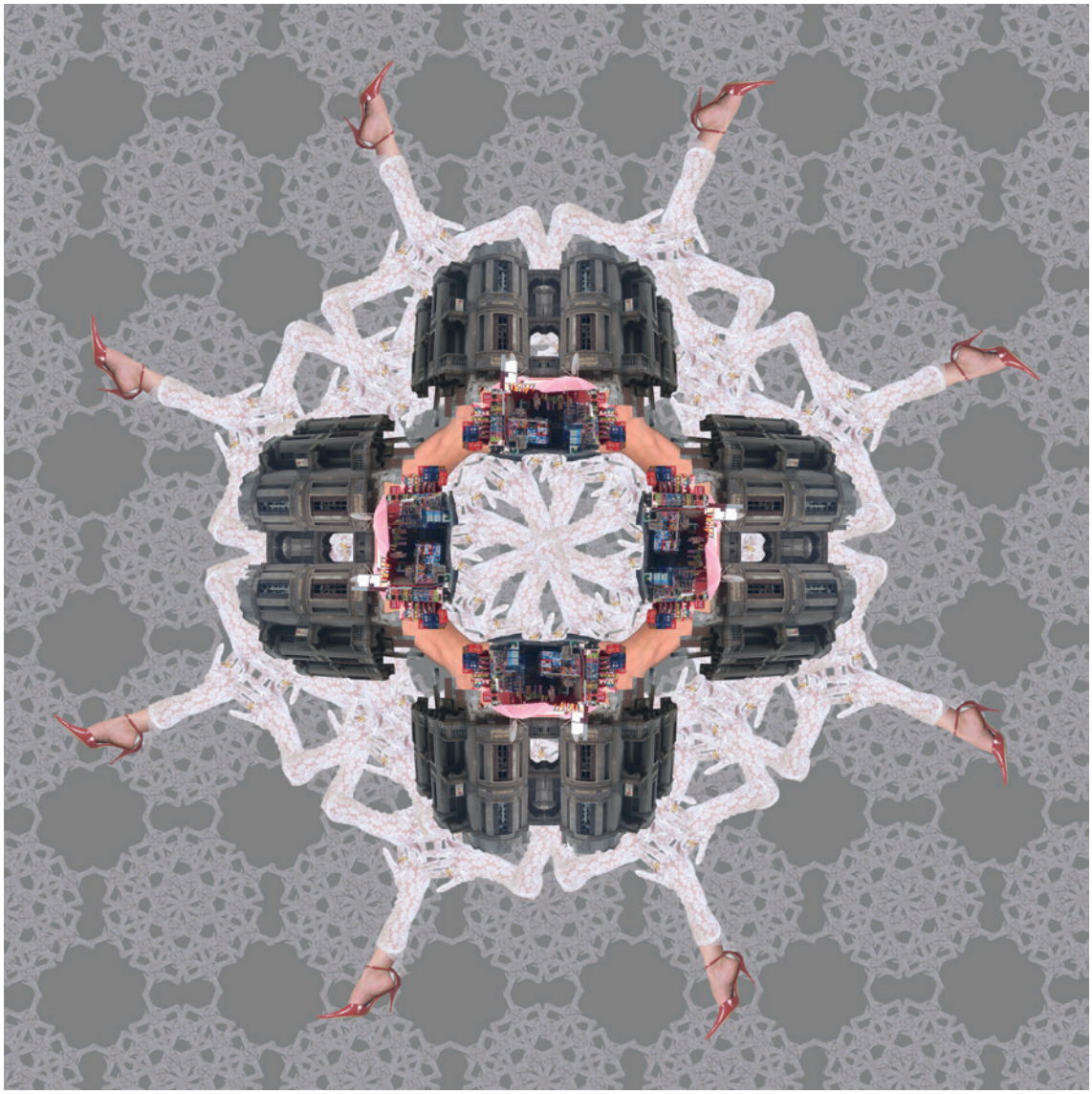
An heimatlosen Tagen trägt er diese Schuhe seither. Er weiss inzwischen, dass jeder solche Tage hat. Das Leder ist schmiegsam und robust. Zäh wie die Ziegen, mit denen er sich verbunden fühlt. Die dürren, gehörnten, bockfüssigen mit dem kalten Blick. Er mag, wie keck sie sind.

Wenn es regnet, achtet er darauf, dass die weissen Schuhe nicht nass werden. Er pflegt sie und riecht an ihnen. Er hat einen marokkanischen Meister gefunden, der wird ihm zeigen, wie man solche Schuhe macht. Später wird er sich Ziegen kaufen. Er wird sie recht behandeln, weder Stock noch Stacheldraht sollen Narben hinterlassen auf dem guten Leder.

Und dann wird er die Welt verbessern. Er wird er den Leuten Schuhe an die Füsse stecken, dass sie nicht mehr aufhören können, glücklich zu grinsen. Bis ans Ende ihrer Tage.



Salomé Bäumlin – Pièce du Fond
2011, Fotomontage, 60 / 60



Salomé Bäumlin – Roulette
2011, Fotomontage, 60 / 60

Ansichtssache

Claudia Roemmel

Im Grunde genommen ist alles Ansichtssache – auch das mit den Schuhen. Man kann nämlich gar nicht sagen, wer wen trägt und wer von wem getragen wird. Und was, wenn diese beiden Schuhe, die ich trage, gar kein Paar sind? Welches Verhältnis haben sie zueinander? Und können mich meine Schuhe leiden?

Vielleicht denken Sie, dass das keine wichtigen Fragen sind. Und vielleicht haben Sie recht damit. Aber stellen Sie sich einmal vor, dass Ihre eigenen Schuhe Sie vielleicht nicht ausstehen können. Ich persönlich fände das unangenehm – aber wie gesagt, es ist alles Ansichtssache.

Im Grunde genommen könnte ohnehin alles anders sein. Auch das mit unten und oben. Man braucht sich nur einmal auf den Rücken zu legen, und schon ist nicht mehr klar, ob der Kopf jetzt hinten ist oder unten oder immer noch oben. Je nach Standpunkt oder in diesem Falle Liegepunkt, könnte oben jetzt auch vorne sein.

So gesehen, könnte vorher wohl auch nachher sein – und umgekehrt. Dann sähen wir alles, was vor uns liegt, weil wir es ja schon hinter uns haben. Wäre das beruhigend? Und was davon würde ich rückgängig machen wollen?

Im Grunde genommen müsste ich jetzt auch nicht hier stehen. Ich könnte drinnen im Trockenen sitzen. Ich könnte mich unterhalten. Ich könnte Ja sagen. Oder zumindest könnte ich freundlich nicken. Andere wären wahrscheinlich sitzen geblieben. Aber anderen macht es auch nichts aus, von ihren eigenen Schuhen gehasst zu werden.

Wenn ich ganz ehrlich bin, bin ich mir nicht sicher, was ich davon halten soll, dass ich soeben meine Zukunft hinter mir gelassen habe. Wäre ich sitzen geblieben, hätte ich bestimmt zu hören bekommen, was wichtig und was unwichtig ist im Leben. Und wer wen trägt. Und wo oben und wo unten ist. Meine Zukunft wäre beruhigend geworden – und fraglos.

Ob mich meine Schuhe dann noch erkannt hätten? Ob sie mich noch gemocht hätten? Ich persönlich finde, dass man den eigenen Schuhen ein gewisses Mass an Integrität schuldig ist. Integrität bedeutet laut Wikipedia «die fortwährend aufrechterhaltene Übereinstimmung des persönlichen Wertesystems mit dem eigenen Handeln». Frei übersetzt, heisst das, solange ich aufrecht stehe, stimme ich für mich und meine Schuhe. Und als Wahlslogan würde ich mir dann auf die Stirn schreiben: Weil ich es meinen Schuhen wert bin. Oder so ähnlich.

Kennen Sie eigentlich den Gesamtwert all Ihrer Schuhe? Und wie viele Heirats- oder andere Anträge haben Sie in Ihrem Leben schon abgelehnt? Haben Sie die

abgelehnten oder die angenommen Anträge mehr bereut? Hat Geld bei Ihren Entscheidungen eine Rolle gespielt?

Im Grunde genommen braucht man unter einem Glasdach keinen Regenschirm. Aber manchmal ist es einfach beruhigend, im Schutz eines Schirms zu stehen. Und ein eigenes Dach über dem Kopf zu haben. Und zu wissen, da wo der Schirm ist, ist oben – und dort, wo die Schuhe sind, ist unten. Und dazwischen liegt die eigene Welt.

Und in dieser Welt kann man über ein gespiegeltes Glasdach schreiten, ohne nass zu werden, auch wenn es regnet. Und in dieser Welt kann man unter einem verregneten Glasdach weinen, auch wenn man glücklich ist.

Di wisse Schue

Urs Neuenschwander

Der Räge zeichnet Muschter zwüsche d Rippi vo däm Glasdach
Wo d drunger steisch u wartisch.
Mit Schirm, im Mantu u am Wätter z Trotz
Mit dine wisse Schue.

Vo Weschte schlicht sech d Sunne no mau dür d Gassen ine,
vo hinger beschliche di Zwiifu
u vo unger drückt ds Wasser nadisna
i dini wisse Schue.

Du weisch we d geisch de ischs es gsi
De ischs itz äuä ganz verbi
U d Wouche decke d Sunne zue
U ds Wasser louft für nüt dür dini wisse Schue.

Nicole Aebersold – die Schwalben sind weg
2011, Tusche auf Papier, 30/21

d weg ohne dich ich
r ist nahe

Warten

Lotte Marti

ich warte hier auf dich.
du hast gesagt, dass du kommst, um acht.
acht ist vorbei.
da hat es keine öffentliche Uhr, die gibt es immer weniger.
man hätte wohl ein Handy.
um zu schauen, wie die Uhrzeit genau ist.
oder um eine Verspätungsmeldung zu bekommen.
Handy brauche ich jetzt gerade nicht.
ich brauche dich, hier, jetzt.
du kommst gleich um die Ecke,
mit nassen Haaren, sagst sorry.
musste noch Dings machen.

vergessen, nein, kann nicht sein.
fallen gelassen, wie eine heisse Kartoffel
so sagte man früher.
dazu fällt mir sonst nichts ein.

du kommst, du kommst später.

kalt ist es, saumässig kalt,
falsche Jacke, falsche Schuhe,
schön, sexy aber nicht praktisch.
in den Bergen kann manch eine gut aussehen
mit den schweren Schuhen und der Markenjacke.
das Gesicht dem Schneesturm entgegenstrecken
und dann in die Hütte, zum Raclette.
die zarten Füsse der Massage hingeben.

aber jetzt? ich kann doch jetzt nicht.
nein, nicht in den Falken.
einen Zettel hinlegen, bin im Falken.
da waren wir früher, haben geweint und getrunken.
die würden mich nicht mehr kennen, hoffentlich.

es gehen Leute vorbei, die schauen so.
das ist doch hier nicht die kleine Schanze,
ich hab doch keine Stögelischuhe, keine Netzstrümpfen an.
man wird doch hier ganz gemütlich stehen dürfen.
komm jetzt!

du bist vom Tram überfahren worden,
von Glatzköpfen verprügelt,
deine Mutter ist erkrankt, doch, das könnte noch sein.
Du bist vor dem Fernseher eingeschlafen
aber doch nicht vor mir.
nein. alles falsch.
komm jetzt.

was hast du gesagt?
Zytglogge? nein.
ich kenn doch die Stadt.
oder war es doch?
und dann dieses Scheisswetter,
dieses Schweizerscheisswetter.
ich hätte sagen sollen, komm jetzt endlich
avanti. adesso.
komm halt dann

Im Schrank

Suzanne Lanker

Mein linker Fuss ist eingeschlafen. Es ist, als ob noch jemand anderes im Schrank wäre. Zumindest der Fuss von jemand anderem. Ich sitze in einem Schrank, und das ist kein Spiel. Vielleicht ist es ein schlechter Film, soll ja vorkommen, dass man plötzlich in einen schlechten Film gerät. Anders kann ich mir gar nicht mehr vorstellen, wie ich in diesem Schrank gelandet bin. Es hat geregnet und geregnet. Bei schönem Wetter sässe ich jetzt vielleicht im Marzili oder wäre mit dem Velo unterwegs. Aber eben, es regnet, und ich sitze im Schrank. Es ist stickig und dunkel, mein linker Fuss ist eingeschlafen und etwas kitzelt meine Nase. Ich sollte niesen. Aber ich trau mich nicht. Die Geräusche ausserhalb meiner Bleibe sind zwar laut, trotzdem, wie peinlich wäre es, niesend im Schrank entdeckt zu werden, viel peinlicher als in einem Konzert zu niesen. Im Schrank landet man nur, wenn man etwas zu verbergen hat.

Ob ich es schaffe, ohne Geräusche meinen linken Fuss aufzuwecken? Mir graut vor den Ameisen, die das Aufwachen begleiten. Dabei war ich vor einer Stunde noch in der Stadt, es hat geregnet, war grau und langweilig, und ich Kuh nutzte die Zeit, um meinen Gedanken nachzuhängen. Verheerenden Gedanken, Gedanken, die mich in diesen Schrank gebracht haben. Der Fuss kennt mich nicht mehr. Er wird sicher bald absterben. Ich hatte sie schon lange verdächtigt. Liegt es am Regen oder wäre ich auch an einem Sonnentag auf die Idee gekommen zu spionieren? Auf jeden Fall war diese Idee fatal. Ich sitze in einem Kleiderschrank und höre Geräusche, die mich nichts angehen. Wenn ich wenigstens etwas sähe, dann könnte ich vielleicht diese Fransen wegschaffen. Es ist stockdunkel und ich traue mich nicht, mich zu bewegen. Was, wenn plötzlich etwas scheppert? Sofort wäre ich verraten. Und was sollte ich dann sagen? Dass ich im Zimmer rumgeschnüffelt habe und in den Schrank geflüchtet bin? Sie würde es nicht verstehen, sie würde mir erklären, dass ich nur hätte fragen sollen, und sie hätte recht.

Warum habe ich nicht gefragt? Was hat mich davon abgehalten? Warum ging ich in dieses Zimmer und vor allem, was wollte ich eigentlich finden? Es ist so stickig im Schrank. Wie lange wird die Luft wohl reichen? Ob ich langsam ersticke? Wie konnte ich nur so dumm sein. Noch viel peinlicher wäre es, als Leiche entdeckt zu werden. Was würde der Pfarrer bei der Beerdigung wohl sagen? Sie ist aus Dummheit von uns gegangen, sie steckte ihre Nase in Dinge, die sie nichts angehen, sie versteckte sich in einem Schrank, ohne dass jemand sie gesucht hätte. Ich suche mit meinen Augen den Schrank ab, den Kopf bewege ich nicht, suche nach Ritzen. Dort sollte Luft eindringen und Licht. Ich sehe kein Licht, heisst das, dass auch keine Luft reinkommt? Warum ist sie jetzt in diesem Zimmer und was tut sie? Dumme Frage, ich höre gut, was sie tut. Aber sie sollte doch auf der Arbeit sein, hat sie wenigstens gesagt. Mensch, bin ich schwer von Begriff! Seit ein paar Wochen fragt sie mich alle paar Tage, wo ich sein werde. Das hat sie auch heute gefragt. Ich hatte abgemacht, mit einer Freundin, in der Stadt. Aber die hat in letzter Minute abgesagt. Die Freundin ist schuld, dass ich jetzt in diesem Schrank sitze.

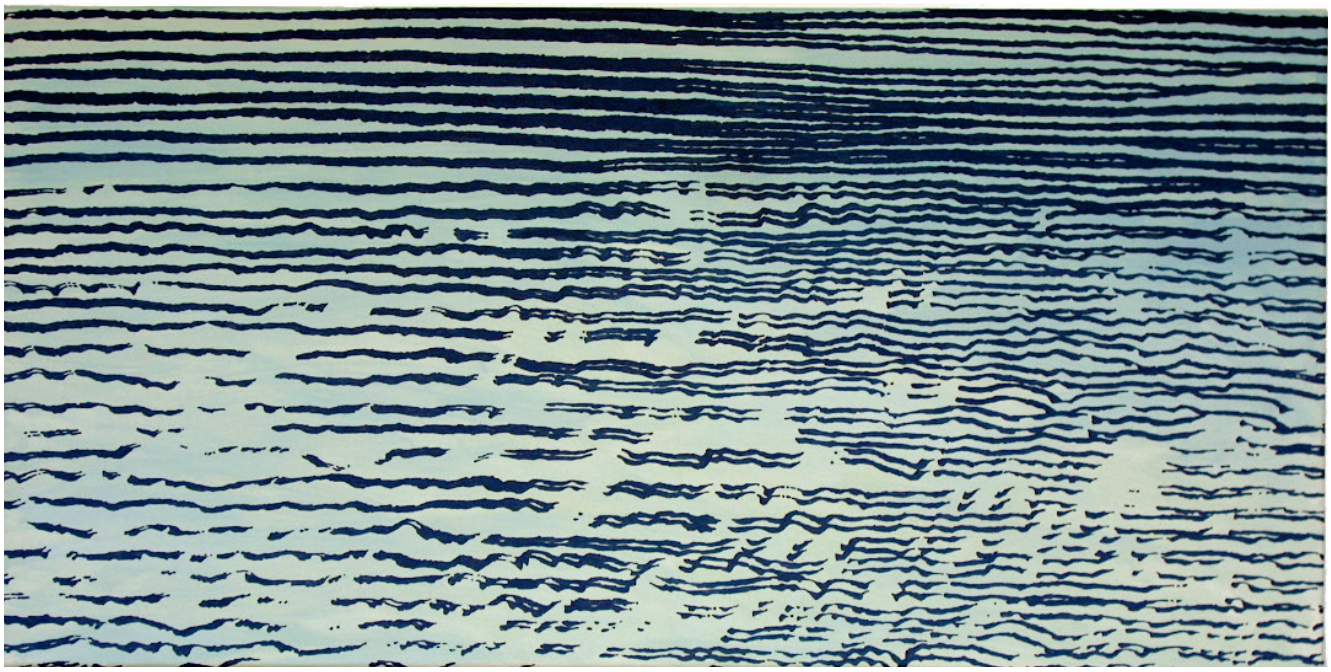
Wie lange sitze ich wohl schon hier? Der linke Fuss schmerzt. Ich erinnere mich gar nicht mehr an mein Leben vor dem Schrank. Vielleicht bin ich hier geboren? Sie muss sicher bald zurück zur Arbeit. Was, wenn sie heute frei genommen hat oder wenn sie arbeitslos ist? Es gibt vieles, was ich nicht weiss.

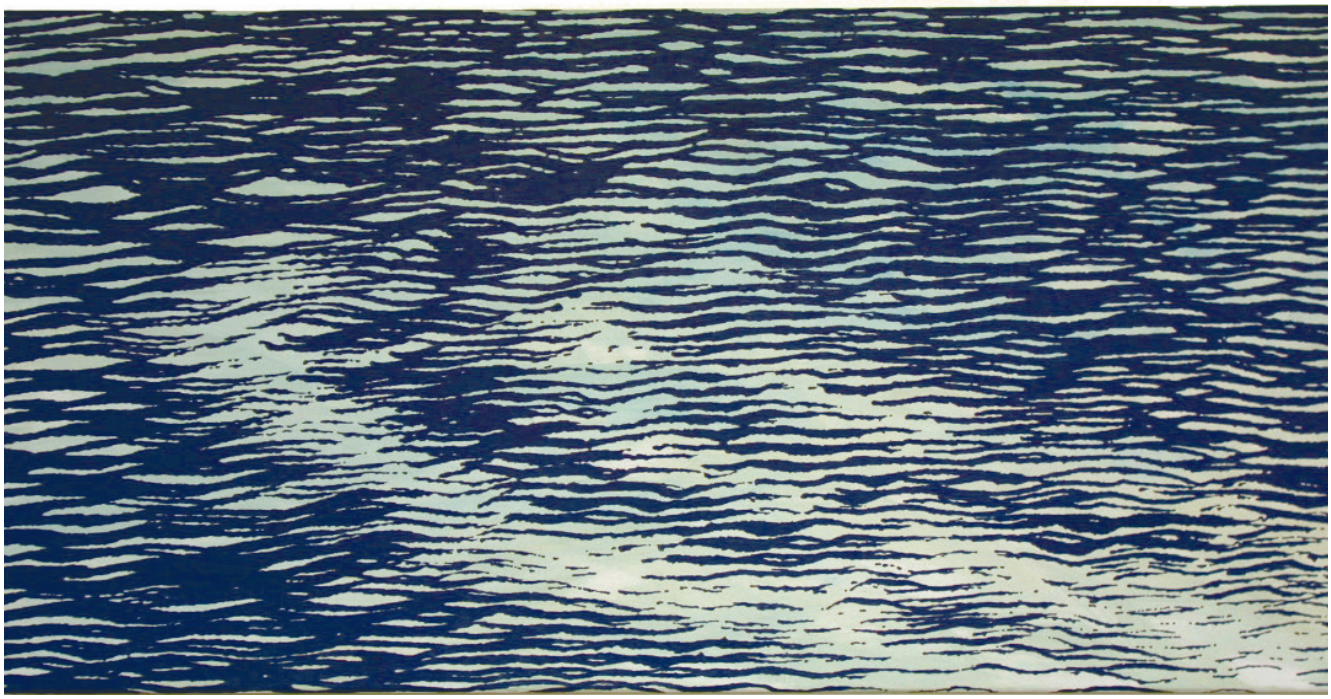
O Gott, ist mein Handy noch eingeschaltet? Es darf nicht klingeln. Ganz langsam, Millimeter um Millimeter führe ich meine rechte Hand Richtung Handtasche. Wo genau das Handy wohl steckt? Warum ist meine Handtasche immer prall voll? Ich taste drauf los, erkenne Lippenpomade, Eyeliner, Tampon, Kugelschreiber, Brieftasche, Haarnadeln, Hausschlüssel, Vorsicht, die können tönen. Da ist etwas Eckiges, das Zigarettenpäckchen, hier, der iPod. Es wäre langsam an der Zeit, auf den iPhone-Zug aufzuspringen, das würde die Handtasche entlasten. Endlich, hier ist das Handy, ich ziehe es langsam, langsam aus der Tasche. Licht, das Handy hat Licht! Ich muss nur den Ton ausschalten, dann habe ich Licht! So schön kann das Leben in einem Schrank auf einmal sein. Es ist ein Schal, der mich in der Nase kitzelt. Ich kann ihn einfach langsam zu mir herunterziehen. Meine Nase freut sich gewaltig. Was hängt denn dort vorne, ist das nicht mein oranges Kleid? Ich habe es schon lange gesucht, und ich habe sie gefragt, aber sie sagte, es sei nicht bei ihr.

Wahrscheinlich hätte sie mir nicht die Wahrheit gesagt, wenn ich sie gefragt hätte. Dann wäre es nicht mehr ihr Geheimnis. Und wenn es kein Geheimnis wäre, dann hätte sie es mir erzählt, hoffe ich jedenfalls. Ich schäme mich! Ich habe gar nicht das Recht, ihr Geheimnis zu lüften. Und sowieso, Frau Spionin, was machst du nachher mit deinem Wissen? Es herumtragen, mit niemandem darüber reden, oder willst du ihr erzählen, dass du spioniert hast? Willst du Gerüchte streuen, damit es ans Tageslicht kommt? Das hättest du dir überlegen müssen, bevor du in ihr Zimmer eingedrungen bist.

Fazit, ich bin einfach extrem blöd! Dünkt es mich nur, oder ist die Luft weniger geworden? Ich sollte vielleicht weniger atmen und sparsamer mit dem Rest an Sauerstoff umgehen. Und dort vorne, sind das nicht…? Das sind sie! Meine weissen Schuhe! Wie lange habe ich die jetzt gesucht? Habe ich sie nicht auch danach gefragt?

Es ist still geworden im Zimmer. Ich höre die Wohnungstüre, Stille, sie ist weg. Ich nehme mein oranges Kleid und die weissen Schuhe und bringe sie zur Kleidersammlung.





Lena Lauterburg – Linien I & II
2010, Acryl auf Leinwand, je 50 / 100

Njeska

Neneh Aleksandrovic

Ja te ware la sa tera
Ja scha hu tu tja sai wala
Ha ta wera schi bale

Ja ta ha jam lengy su ley
Ja gu gure nja schare
Ha ta wera nu su laa

Nu sarchja wanja tule
Nu sarchja wa la wa nuya le
Sche mi nu eli na sa re

Ja te ware la sa tera
Ja scha hu tu tja sai wala
Ha ta wera schi bale

Nu sarchja wanja tule
Nu sarchja wa la wa nuya le
Sche mi nu eli na sa re

VIDA

Neneh Aleksandrovic

Tu sawelee
Ja nu wie walan
Da ka wulü dra ü lee

Sawule walan
Sawule walan
Sawule walan

I tu wale tü sü
I tu wale tü sa

Denuj tu lej schahim
Denuj tu lej schahim

Denuj tu ley denuj tu shaaaa
Iiiiaii shi hia ja ma

gedanken blitze

Beat Schegg

da stehe ich nun
und was jetzt
wohin und für was

auf was warte ich
dass irgendwer was löst
mir erklärt wohin die reise geht

was haben wir falsch gemacht
welche wege wurden zu umwegen
wo haben wir die ausfahrt verpasst

das vertrauen aufgebraucht
alles ausgepresst uns zermürbt

warum nur kommt er jetzt nicht
das warten scheint mir nun sinnlos

was war unser gewesen

die kleine strasse unserer wünsche
war doch keine elende sackgasse

wo bist du nun plötzlich hin
zu einer anderen momentaufnahme

gefällt er dir besser als ich
der moment des vergessens
soll ich gehen besser verschwinden

das weinen des himmels
an mir abperlen lassen
wie auf zubetonierter erde

verletzt den verletzungen
raum geben sie zulassen
und erlähmend aufschreien

wem was tun antun
mir ihm irgendwem
anderen denen da oben

die glastüre einschlagen
wenigstens eine hand
aus dem kristallturm strecken

versuche das kind festzuhalten
das alle fünf sekunden stirbt immer
wer verdammt entscheidet wer zu viel ist

was haben wir erreicht
in über vierzig jahren

und wie sieht es aus
nach nochmals vierzig jahren

was wird unser sein

andere sehen das weniger eng
nix zu machen konsumier dich frei

ich sehe zu bei alldem klar im kopf
alles ersäufend im alltag stress

gehend bleibe ich stehen
verfluche die erniedrigung
will die ohnmacht rauskotzen

versuche selber zu entscheiden
ob ich daran ersticken soll
ausrutsche oder wieder aufstehe

da endlich kommt er
die türe geht auf und nun
aussteigen oder einsteigen

Schemen

Thomas Göttin

Das Konzert war Spitze. Leicht und zufrieden sitze ich auf dem Geländer, das die Fussgänger von der Strassenkreuzung trennt, die Arme um Simone geschlungen. Weisse Scheinwerferstriche, gelbe dicke Strassenlampen, dahinter schwarze Nacht. Wir warten aufs Taxi, das uns zurück in den Norden Londons bringt. Ein lockerer, fröhlicher Strom von Konzertbesuchern verteilt sich über die Strassen hinaus in alle Richtungen. Autos mischen sich mit Menschen, Gehupe, Gelächter. Alles Schwarze. Nicht erstaunlich bei einem Reggae-Konzert im Hammersmith Odeon.

Aus dem Geschlängel heraus bildet sich etwa dreissig Meter vor uns eine Reihe von sieben Gestalten. Schemenhafte Umrisse, unterschiedliche Grösse, dunkle Kleidung, weisse Turnschuhe. Es lässt sich nicht sagen: Schlendern sie oder schreiten sie rasch auf uns zu. In dem Moment, als auch Simone sie wahrnimmt, verkrampft sich ihr ganzer Körper. Das Adrenalin schiesst mir ins Blut. Hinter mir die dunkle Strasse, blendende Scheinwerfer entgegenkommender Autos, fehlende Orientierung. Auf den letzten Metern nähert sich die Reihe mit jedem Schritt langsamer, wie in einem Film, der über slow motion zum Stillstand kommt. Jede Körperbewegung der sieben Gestalten zerfällt in ihre einzelnen, präzise wahrnehmbaren Abläufe, bis sich die ganze Reihe mit einer letzten, federnd ausschwingenden Bewegung im Halbrund vor uns aufbaut. Stoppt. Wartet. Die sieben heben sich gestochen scharf vom nächtlichen Hintergrund ab. Die Zeit ist eingefroren.

«Ihr habt Angst. Sie spiegelt sich in eurem Gesicht.» Simone und ich bleiben stumm. Halten uns gegenseitig. Versuchen fieberhaft, ihre Körpersprache zu entschlüsseln. Aber wir kennen sie nicht. Ist es eine Provokation? Jetzt keinen Fehler begehen. Einer schiebt die Kapuze zurück und strahlt. Die weissen Zähne blitzen auf, er lacht, die andern stimmen ein. Die Zeit taut auf. Der Film fängt wieder an zu laufen. «Kein Stress. War ein tolles Konzert. Schönen Abend noch.» Die Gruppe löst sich rasch auf in der nachtschwarzen, gelb-weiss getupften Szenerie der Strassenkreuzung. Das Taxi kommt.

Tu me retrouveras…

Yann Brilland

Dans la foule, sur un quai ou sous un parasol, tu me retrouveras. Tu me reconnaîtras sans mal. Nos accords parfaits, nos harmonies, réveilleront nos sens comme malgré nous.

Tu seras un peu déçu, décontenancé.

Ton teint pâle, tes sourcils noirs et droits sauront aux yeux de tous cacher ce que je ressens déjà. Le dégoût, de ne pas avoir pu décider par toi-même, percera le fond de tes pupilles et brûlera les miennes, aussi puissamment que ta jouissance entre mes bras. Il faudra cet éclat noir en écho à nos souffrances communes pour nous rassembler.

J'aurai perdu le peu de nouveauté que je possède aujourd'hui. Il y aura entre nous ce corps nouveau, où flétrissures, crevasses et tâches apparaîtront avant que nos regards ne se croisent. Tu n'oublieras pas, nous serons enfermés sous cette peau vieillie, poussiéreuse.

Il te faudra attendre cette rencontre entre incertitude et insouciance. L'attente me maintiendra vivante sous la croûte, frémissante sous ce voile froid, à tous les autres.

Je te fais capitaine au long cours et vous bannis, toi et la clef de mes secrets les plus enfouis. Tu ouvriras doucement, avec tact. Il ne faudra rien abîmer tout à fait, car il faudra tout refermer. Ne te soucies pas de ce que tu trouveras à l'intérieur. Tu emporteras ce que tu voudras. Il manquera ce que tu auras pris ou libéré.

Peut-être me sentirais-je un peu vide.

Je garderai ton souffle, tes pas autour de moi et le reflet de tes yeux dans mon coeur pour souvenir, pour aurore. Je renaîtrai un peu à chaque lever de soleil et ce sera bien, suffisant. Ton parfum pourra envahir l'espace à nouveau. Je m'en contenterai, et toi aussi, il le faudra.

J'existerai entre la trame et les caresses de tes pensées.

Sous la lumière quelconque d'un jour de pluie, d'un jour de prison, tu briseras la réalité. Je serai là, de l'autre coté et tu me retrouveras seule, sur un trottoir, sous un auvent.

Spiegelbild

Stephan Mathys

«Das ist schon wieder verkehrt!» Meine Schwester tanzt um mich herum. Mutter zieht ihren Taschenspiegel hervor und hält ihn aufs Blatt. Alle blicken sie hinein und lesen, was ich geschrieben habe: «Spiel diesmal rückwärts.»

Bücher nehme ich zuerst falsch in die Hand, blättere von hinten nach vorn, von links nach rechts. Ich lese die letzte Seite von Tom Sawyer und Huckleberry Finn's Abenteuer und lande erst am Schluss beim Anfang, wo Tom von seiner Tante gesucht und schliesslich in der Speisekammer gefunden wird.

Ich lese so, wie ich schreibe und denke: verkehrt.

«Mit unserem Bub stimmt etwas nicht!», höre ich Mutter sagen. Ich schaue durch den Spalt der angelehnten Tür, erblicke den Rücken des Vaters, der die Mutter fast ganz verdeckt. Vater sagt: «Richtig verkehrt ist irgendwie auch richtig.» Nun sehe ich sein Spiegelbild in der dunklen Küchenscheibe und merke, dass er mich ebenfalls erblickt hat.

Vater spielt Cello im Sinfonieorchester.

Meine grosse Schwester stellt sich im Foyer des Konzerthauses vor einen Spiegel. Mutter spuckt in beide Hände und streicht meine Haare glatt. Die Fliege am Hals ist mir zu eng. Meine Schwester schaut zu mir herab, als sei ich ein Frosch tief unten im Brunnen. Ich sehe im Spiegel die Blicke, die meine Schwester beobachten. Ich weiss nicht, ob sie weiss, von wie vielen Augenpaaren sie angestarrt wird. Mutter spricht mit einem Mann mit weissen Haaren und lacht so laut, dass die Gespräche in der Nähe verstummen. Die Glocke klingelt. Mutter zückt Spiegel und Lippenstift, küsst den Mann zum Abschied auf die Wange. Ich sehe im Spiegel, wie er sich mir zuwendet. Ich muss achtgeben, dass ich ihm die schöne Hand entgegenstrecke.

Wir setzen uns in die dritte Reihe. Das Orchester kommt auf die Bühne. Vater zwinkert in unsere Richtung. Er wird heute die ganze Sinfonie rückwärts spielen, mit der letzten Note beginnen und mit der ersten aufhören. Er hat es mir versprochen. Die Mutter sagt, der Komponist heisse Gustav Mahler und die Musik sei wie ein unheimlicher Spaziergang durch den dunklen Wald. Der Dirigent erscheint und das Publikum klatscht. Er hebt die Arme, Geigen fliegen an die Hälse, alle schauen zu ihm hin. Nach dem Blättern in den Notenheften sehe ich, dass mein Vater sein Versprechen gebrochen hat. Ich stupse meine Mutter an, sie weiss Bescheid und gibt mir den Taschenspiegel. Ich setze ihn auf das Bild des Komponisten. Er sieht gequält aus, vielleicht sitzt ihm die Fliege auch zu eng. Ich halte den Spiegel in die Höhe. Der Mann mit den weissen Haaren ist direkt hinter uns. Ich sehe den roten Abdruck der Lippen meiner Mutter auf seiner Wange. Meine Schwester verschränkt ihre Hände wie zum Gebet, vielleicht fürchtet sie sich, so

alleine im dunklen Wald. Ich versuche Vaters Celloklänge herauszuhören und halte den Spiegel so, dass ich die weissen Schuhe meiner Mutter erblicke. Dann strecke ich den Spiegel wieder über meinen Kopf und fuchtle damit herum wie der Dirigent mit seinem Stab. Die Gesichter der hinteren Reihen fliegen durch die Luft. Mutter zischt mich leise an und steckt den Spiegel in die Tasche zurück. Vater umarmt sein Cello, wie er manchmal Mutter umarmt, wenn sie glauben, von niemandem gesehen zu werden. Ich denke an Tom Sawyer, wie er einen Kopfstand macht vor Beckys Garten, wie er die ganze Welt verkehrt sieht und wie ihm schliesslich das Mädchen ein Gänseblümchen über den Zaun wirft und ihn anlächelt. Becky mit ihren langen blonden Haaren, die sie immer zu zwei Zöpfen geflochten hat. Eine Prinzessin, wie meine grosse Schwester. Und ich?

Mit unserem Bub stimmt etwas nicht.
Richtig verkehrt ist irgendwie auch richtig.

Nach dem Konzert warten wir, bis Vater mit seinem Cello nach draussen kommt. Es hat geregnet. Ich ziehe die Fliege aus und verstrubble mir die Haare. Ich wippe auf den Füssen hin und her, freue mich über das aufspritzende Wasser. Dann zupfe ich am Rock meiner Schwester und zeige ihr vergnügt, wie sich unsere Mutter im regennassen Vorplatz spiegelt.

Luk Wartenweiler – Trophäen übers Bett!
Acryl auf Sperrholz, 141 / 107

Wenn das vorgegebene Bild Regentag heissen würde, hätte ich was mit Regen gemacht. Würde es Die Wartende heissen, hätte ich was mit einer Wartenden gemacht. Es heisst aber die weissen Schuhe, also habe ich was mit weissen Schuhen gemacht. Ich weiss, dass dies nicht zwingend ist und auch nicht sehr originell, aber ich halte mich lieber am Text, als an der Stimmung oder an Nebengeräuschen. Der Text ist so schön klar und einfach und ich hoffe mein Bild ist dies auch.

Luk Wartenweiler – Anweisung von oben: Male weisse Schuhe oben links
Acryl auf Sperrholz, 40 / 40

Christina Frosio
* 1963, Buchhändlerin, wohnt in Bern, verheiratet, Mutter von zwei Kindern. Seit 2006 schreibt sie Kurzgeschichten. Veröffentlichungen in Zeitschriften und Anthologien.

Doris Rothen
* 1961, Journalistin, wohnt in Bümpliz Süd. Seit zwanzig Jahren für Radio DRS tätig. Hat ein Buch über Gewalt gegen Frauen, ein Theaterstück und diverse Kurzhörspiele veröffentlicht.

Lotte Marti
* 1961. Hätte gerne viel viel Geld zum Schuhe kaufen, in allen Farben und Formen. Am liebsten sind mir aber Zäieschläppli mit dem damit einhergehenden Wetter.

Thomas Göttin
* 1959, lebte in Basel, London und ist seit 25 Jahren in Bern zuhause. Stadtrat und derzeit Co-Präsident der SP Stadt Bern, ist an verschiedenen Medien-, Film- und Bücherkindern beteiligt und spielt Saxophon bei «Fraktionszwang», der Rock-Band des Stadtrats. Journalist (u. a. bei Radio DRS) und Kommunikationschef beim Bundesamt für Umwelt.

Adrian Linder
* 1950. Lebt vorläufig noch immer als Ethnologe, Missionar und Qualitätskontrolleur in einem Dayakdorf in Nordostborneo. Feierabendmusikant (Gitalele, Nashornvogelkopfsape, Bass, Melodica). Aktuelles Projekt SeniorInnenpension auf einer kleinen Pazifikinsel, trotz regelmässigen Anfällen von Fernweh nach dem mitteleuropäischen Paradies.

Stephan Mathys
* 1968. lebt und arbeitet als Kunsttherapeut und Autor in Bern. Er schreibt Hörspiele, Theaterstücke, kürzere und längere Prosa. Manchmal entwischt ihm auch ein Gedicht. www.spielraum7.ch

Suzanne Lanker
* 1963. Ich wohne in Bern und arbeite in Langenthal. Die Zugreisen sind eine schöne Gelegenheit zu lesen, schreiben und auf dem I-Pod Filme anzugucken.

Yann Brilland
*1972 in Paris XIII. Studium der Philosophie. Seit 1993 verheiratet, seit 1996 in Bern, Vater von zwei Kindern. Spielgruppenleiter in der Roti Zora auf dem Spielplatz am Schützenweg und Trainer Junioren Fussballmannschaft in Muri-Gümligen.

Claudia Roemmel
* 1964 in St. Gallen geboren, hat ihre Schuhe seit 2010 in Bern stationiert. In den letzten 20 Jahren hat sie viele verschiedene kleine und grosse Dinge auf die Bühne, auf Strassen, auf Papier, auf Videotapes oder einfach auf die Reihe gebracht. Für ihr Schaffen wurde sie 1999 von der Stadt St. Gallen und 2001 vom Kanton St. Gallen mit je einem Werkbeitrag ausgezeichnet.

Urs Neuenschwander
* 1966, Spielplatzmitarbeiter, lebt in Bern

Beat Schegg
* 1964, Getränkehändler und Masseur aus Bern Ost, mehrheitlich wohnend in Züri West. Abnutzer der pendelnden ÖVs zwischen den Welten der Selbstverwaltung, Alt Autonomie, Zukunftsmusik und den schönsten Nebensachen, Kinderbegleiter.

Walter Geissberger alias Capramontes
* 1947 Nach der Ausbildung zum Elektroniker wendete sich der Schweizer Künstler alias Capramontes der bildenden Kunst als Zeichner und Plastiker zu. Heute bezeichnet er sich als Materialpoetiker, indem er Fundmaterialien zu Objektkunst verarbeitet. Seine Titel sind hintergründig und witzig und beinhalten oft die Auseinandersetzung mit dem Alltäglichen, dem Jenseitigen, dem Skurrilen und Grotesken. Die Arbeiten sind zum Teil auch autobiografisch geprägt. Ein Überblick über sein vielfältiges Schaffen und seine Ausstellungen findet sich auf seiner Hompage (www.capramontes.ch).

Salomé Bäumlin
* 1980 Lebt und arbeitet meistens in Bern.
Die Arbeit umfasst Objekt, Textil, Grafik, Fotografie, Zeichnung, Installation und Performance.
Unter anderem auch Bühnen - und Kostümbilder für freie Theater – und Tanz Produktionen in der Schweiz.

Raoul Ris
*1960 Nach langen Lehr- und Wanderjahren lebt und arbeitet Raoul Ris seit 2003 als Bildermaler und Zeichner in Bern.
Ausgewählte Austellungen seit 2003
2003, Rausstellung, Galerie Jurastrasse 17, Bern – 2005, Blue Valentines und andere Bilder, Künstlerhaus, Bern – 2009, die blaue Stunde, WWF Bildungszentrum, Bern – 2009,vom Schwansinn unserer Umgebung am Fluss, Forum Altenberg, Bern – 2010, über das Jahr, Restaurant Veranda, Bern – 2010, le nord tout lumière, Lezard, Opoul, Frankreich – 2010, Bernsehen, Forum Altenberg, Bern – 2011, Säbelibum, Schosshalde, Bern – 2011, Lorraines, belle5, Bellerive – 2011, die weissen Schuhe, Forum Altenberg, Bern
Bücher seit 2003
2003, die Igel schrein, hundert infantile Gedichte mit hundert Zeichnungen – 2004, Screen Images, eine Nacherzählung – 2005, den Stein im Mund für Farben, Gedichte - 2006 - ein L vergessen auf den Einkaufszettel mich in den Cafe gerührt, 65 Portraits und Geschichten – 2010, Bernsehen - Bilder und Texte - 2011 - die weissen Schuhe, Bilder und Texte
www.dachsart.ch

Luk Wartenweiler
*1961, lebt und arbeitet in Bern. Er ist Handwerker, Künstler und Vater zweier Kinder und versucht sich ein Bild von dieser Welt zu machen. Er befasst sich mit allem, in jeder Form und das konsequent konzeptlos nach den Möglichkeiten seiner Mittel und also chaotisch, d.h. zielorientiert. Dabei kommt Nichts heraus und das ist eigentlich mehr als genug.

Nicole Aebersold
*1983, in Bern aufgewachsen. Zur Zeit ausgeflogen.
Lebt und arbeitet in Berlin, an und mit oder vielmehr hin zu bildern.

Lena Lauterburg
*1965, aufgewachsen in Seattle (USA) und Basel, lebt seit 22 Jahren in Bern.
Sie ist Sängerin und Malerin, Performerin und Trommlerin. Mit Anne Schmid und Pia Maria gründete sie das Performance Trio «Synfloreszenz» und entwickelt Programme mit Klang und bildnerischen Elementen.

Neneh Alexandrovic
* 1974, Mutter, Sängerin, Medium des höheren Selbst, Bewegungspädagogin